

Bis ins Groteske

Von der Liebe und der Sprachlosigkeit: Familienfilme auf der Berlinale

Grit Lemke

Daß die Familie als solche fast nur als Kaspertheater glaubhaft darstellbar ist, wird jedem einleuchten. Darin steckt aber mehr als ein abgehalftertes Witzchen: die Tatsache, daß wir alle an unsere Rollen gebunden und ferngelenkt sind, etwas Klamauk und, ja, großes Drama.

In »Vaters Garten. Die Liebe meiner Eltern« läßt Peter Liechti, einer der wichtigsten und eigensinnigsten Dokfilm-Regisseure der Gegenwart, neben Alltagsbeobachtungen und Gesprächssituationen mit seinen Eltern zwei Hasen auf einer Puppenbühne auftreten. Wofür sie stehen, zeigt die Tatsache, daß er im ordentlich gebügelten Hemd, sie mit Schürze erscheint. Die Realität muß gebrochen oder verfremdet werden, damit man sie versteht. Das gilt auch für die Tonebene: Die Hasen treten mit der erzählenden Instanz in einen Dialog, der deutlich auf Gesprächsprotokollen beruht, hier aber von hochdeutschen Sprechern – im Gegensatz zum tiefsten Schwyzerdeutsch der O-Töne – und eher emotionslos dargeboten wird.

Mittels solcher geschickt gesetzter Verunsicherungen wird immer wieder an dem gekratzt, was man über diese Generation der Eltern zu wissen glaubt und was die Protagonisten durch ihre Handlungen denn auch beständig zu reproduzieren scheinen: diese Welt der Kleingärtner, die ihre Wege ordentlich harken und große Emotionen nur bei der Ernte eines großen Kohlkopfs oder beim Steuern eines Rasenmähers zeigen, die täglich Punkt zwölf Mittag essen, einmal in der Woche Karten spielen, Feminismus für eine Erfindung Alice Schwarzers halten und die immer, immer Recht haben. Die Frauen bügeln unentwegt Hemden oder kochen und halten sich ansonsten zurück. Man ist seit 62 Jahren verheiratet, weil man verheiratet ist. Basta.

Hinter diesem Bekannten aber findet Liechti zwei einsame Menschen mit ihren Traumata. In einem fast wahnhaften Glauben und bis ins Groteske durchritualisierten Alltag sieht er die tief sitzenden Ängste einer Generation, die von der Geschichte schon mehrfach überholt worden ist, aber als lebender Anachronismus standhaft weiter Bohnen schnippelt. Und Liechti gelingt ein Wunder: Er zeigt, daß da, wo keine gemeinsame Sprache mehr ist und vielleicht nie war – zwischen den Eltern ebenso wie zwischen ihnen und ihren Kindern – dennoch Liebe sein kann.

Auch die junge Regisseurin Carolin Genreith kehrt in »Die mit dem Bauch tanzen« (bescheuerter Titel!) zurück zu ihren Wurzeln. Die Wahlberlinerin findet bei einem Besuch in dem kleinen Eifeldorf ihre Mutter in einer Art zweitem Frühling und inmitten einer Horde fröhlich bauchtanzender Landfrauen vor. Deren Energie ist in der Tat hinreißend, ihre Erzählungen klug und ihre Geschichten typisch für eine Generation von Frauen, die nach Kinder- und Männeraufzucht noch einmal durchstarten und anfangen, nach sich selbst zu fragen und zu suchen. Sie sind einfach für sich gut und hätten mit ihrem Hüftschwung noch jede Leinwand lässig gefüllt. Was sie mit Sicherheit nicht brauchen und woran Genreith schließlich scheitert, ist eine Schablone, die man auf sie anlegt: die unglaublich hölzern daher kommende Ich-Erzählung der Tochter, die unentwegt wiederholt, daß diese Frauen doch

eigentlich dick, alt, faltig und sowieso in den Wechseljahren sind und sich wundert, daß sie selbst das nicht zu wissen scheinen. Und der dämmert, daß dieses In-sich-Ruhen etwas damit zu tun haben könnte, daß man weiß, wo man hingehört – im Gegensatz zu all den hergereisten Berlinern. Wer freilich an den Kollwitzplatz und an Latte Macchiato glaubt, dem erscheint das schon als Erkenntnis.

Um das Mutterwerden geht es schließlich in Anne Zohra Berracheds Film »Zwei Mütter«, in dem zwei Schauspielerinnen als lesbisches Ehepaar bei der vermeintlichen Suche nach einem Samenspender auf reale Personen und Situationen treffen. Das Unternehmen stellt sich als schwierig heraus, da die Gesetzgebung gleichgeschlechtlichen Paaren versagt, was anderen erlaubt ist – aber der Markt ist groß und bietet viele Möglichkeiten. Es wird nicht die Frage gestellt, inwiefern die Produktion von Kindern generell quasi industriell erfolgen sollte und was das impliziert. Auch ob die Verweigerung eines Vaters für ein Kind nicht die Verletzung eines Menschenrechts darstellt (wie kürzlich von einem Gericht bestätigt), steht hier nicht zur Debatte. Deutlich wird hingegen, daß die unbedingte Ausrichtung auf ein Kind als Lebensinhalt noch jede, auch eine lesbische Beziehung, zerstört und jede hauptberufliche Mutter unweigerlich zur Tusse wird. Irgendwann kriegt es uns alle, das Drama der Familie.

- **»Vaters Garten. Die Liebe meiner Eltern«, Regie: Peter Liechi, Schweiz 2013, 93 min**
- **»Die mit dem Bauch tanzen«, Regie: Carolin Genreith, Deutschland 2013, 74 min**
- **»Zwei Mütter«, Regie: Anne Zohra Berrached, Deutschland 2013, 75 min**

Erschienen in: junge Welt, 16.02.2013

<http://www.jungewelt.de/2013/02-16/034.php>